

Die fünf Freier

Eine heitere Geschichte
von J. Jobst

(4. Fortsetzung.)

Johanna Heller, die Berle in harter Schale, die zudem auch noch ganz ungeschliffen war, führte unterdessen in Bonn ihrem Vater den Haushalt mit Hilfe einer alten Aufwärterin, da der Versuch für Zista so schlecht ausgefallen war, daß man gleich ein Ende machte und sich bis nach den Ferien so behalt. Es ging wie es gehen wollte. Der Hans führte die Wirtschaft zwar ein wenig genial, aber der zerstreute Professor merkte wenig davon. Er war's zufrieden, wenn das Wirtschaftsgeld reichte, etwas Erspartes auf den Tisch kam, und er im übrigen in seinem Studierzimmer nicht gestört wurde. Das einzige, dem er noch Interesse abgewann, waren die Studien seiner Tochter, die er größtenteils selbst leitete, denn Johanna sollte und wollte das Abiturientenexamen machen, um sich später ganz der Wissenschaft zuzuwenden.

Dieser Plan hatte allerdings eine kleine Störung erlitten, als gänzlich überraschend für den Vater, die reizende Maria einen sehr annehmbaren Freier fand und heiratete. Das Programm war damit gänzlich umgeworfen, sollte doch Maria den Haushalt leiten, damit Johanna sich um ungeschörter dem Studium widmen konnte.

„Wäre es nicht besser, Vater, daß unser Hans damit noch wartete,“ schlug Maria dem Vater vor, als die Hochzeit vor der Tür stand, „vielleicht findet sie auch noch das Glück, das ich gefunden habe.“

„Dummes Zeug, Kind, dafür bist du eben die Schönheit der Familie, auch hast du gar keinen Sinn für die Wissenschaft.“

„Nein, lieber Vater, mein Erich sagt sogar: Gott sei Dank!“

„Nun eben, so paßt du ja zur Hausfrau und Mutter, gerade so wie meine selbige Frau. Aber Johanna ist ganz meine Tochter und da sich neuerdings die Wege für das Frauenstudium so erfreulich abheben, so halte ich's für meine Pflicht, das Kind in seiner Neigung zu bestärken und ihr Lehrer und Führer zu werden.“

„Und der Haushalt?“

„Bah, das hübschen Essen und Trinken, Stöpfen und Putzen, dafür findet sich wohl eine passende Kraft.“

Maria schweigend dachte sich ihr Teil. Nur am Vorabend der Hochzeit, als die beiden Schwelstern noch einmal in ihrem engen Stübchen traulich beisammen saßen, machte sie ihrem Herzen Luft und fragte Johanna nach ihren Plänen.

„Aber das ist doch alles klipp und klar“, sagte der Hans fröhlich, „ich studiere.“

„Ist dir's wirklich ernst damit, Hans? Geseht der Fall, es liebt dich jemand, so wie Erich mich, dann würdest du doch heiraten.“

„Heiraten! Ich, der Hans, heiraten? Es ist zum Totschaden Schwelstern. Ja, wenn man so aussteht wie du, aber ich. Sieh mich doch mal an, diese hageren, edigen Glieder, dieser Mangel an Grazie...“

„In dem du ordentlich was suchst“, warf die Schwester ein.

„Es ist mir bequemer und paßt zu meinem künftigen Beruf. Ich werde Student, sagt Vater, er meint, ich sei klüger als mancher Mann, und das will was bedeuten, wenn Vater so was sagt.“

„Gewiß, Hans, aber darum kann man doch Frau werden.“

„Ich habe kein Talent dazu, glaub es mir, Maria. Schon allein der Gedanke, daß mich jemand küssen würde.“

„Nun...“ die reizende Braut sah mit lieblichem Eröten zu der Schwester auf.

„Ach, wie du süß aussehest“, rief der Hans begeistert und umarmte Maria so kühnlich, daß ihr der Atem verging.

„Du Wilsfang, du lieber, nun küßt du doch selber wie toll. Was weiß überhaupt ein Kind von siebzehn Jahren von Liebe, Ehe, Küssen und dergleichen Dingen.“

„D, du junge Weisheit, du, dafür gibst du doch Bücher genug. Und dann die Mannseute, je weniger man sich aus ihnen macht, je mehr sind sie hinter einem her.“

„Ich will doch nicht hoffen, daß du heimliche Verehrer hast?“

„Was das anseht, wie Zista sagt, ein Dugend wird nicht langen.“

„Und dabei glaubt der Vater, du hättest keine Gelegenheit zum Heiraten“, seufzte Maria.

„Heiraten! Verehrer und Heiraten ist doch zweierlei. Die Verehrer, die ich habe, sind ja gar nicht ernst zu nehmen. Studenten sind's, noch halbe Menschen und darum verstehen wir uns so gut zusammen. Ich kommendiere, sie gehorchen, und wenn ich erst mein Abitur gemacht habe, werde ich selbst Student.“

Doch damit hatte es gute Wege gehabt bis jetzt. Der Hausstand kostete doch mehr Kopfzerbrechen, als dem Hans lieb war. Früher, unter Ma-

rias Leitung, war alles von selbst gegangen, das schmachtige Essen stand pünktlich auf dem Tisch, die Zimmer waren sauber, alle Sachen geputzt, aber jetzt...“

Es graute Johanna, wenn sie an die große Schieblade dachte, in die sie im Drang der Geschäfte alles, was geputzt werden sollte, gestopft hatte. Schließlich aber übermannte sie doch die Angst, diese Wäscheküde, die nach der ausbeffernden Hand säricien, könnten zu Bergen anwachsen, so daß sie sich eines Tages entschloß, hinter die Schule zu gehen, das heißt zu der letzten Stunde in Vaters Studierzimmer einfach nicht zu erscheinen. Sie tröstete sich mit der schwachen Hoffnung, der zerstreute Lehrer würde es nicht merken. Dies war jedoch des Professors eigenes Ressort, zudem war er zu stolz auf seinen kleinen Studenten und nahm daher die ganze Angelegenheit von der ernstesten Seite. Als nun der Hans unbegreiflicherweise abschied, verließ der Vater sein Zimmer und suchte das Kind im Hause. Doch nirgend eine Spur! Da trieb es ihn noch einmal in die Küche und mechanisch ging er weiter, um auch noch die Tür zum Mädchenszimmer zu öffnen, obwohl er sich hätte sagen müssen, daß die Stube leer sei, da doch das Dienstmädchen fehlte.

Verwirrt blieb der Professor auf der Schwelle stehen, denn da sah richtig der Hans. Das junge Mädchen hatte einen Berg von Wäsche jeglicher Art vor sich und blickte halb hilflos, halb lachend zu dem Besucher auf, der sie in dem Mauseloch aufgefunden hatte, in dem sie sich mit dem heroischen Entschluß verabschiedet hatte, sich wirklich durch den Haufen hindurch zu arbeiten.

„Aber Hans, hier muß ich dich finden? Du hast doch lateinischen Unterricht.“

„Geht nicht, Vater, zuvor muß das hier auf die Seite geschafft werden.“

„Rein Kind, das geht nicht. Das Studium in erster Linie, und dann magst du flüchten, wenn du es durchaus nicht lassen kannst.“

„Nicht lassen kannst? Köstlich!“ Die Tochter sprang auf und fiel dem geliebten Vater, der des Pudels Kern so gar nicht erfaßte, um den Hals.

„Glaubst du denn wirklich, daß mir das Spaß macht?“

„Aber warum...“

„Warum ich hier im engen Stübchen sitze? Aus Pflichtgefühl, Vater, willst du mit solchen Strümpfen laufen?“ Johanna griff blind einen aus der Masse heraus, dessen Ferse flachte und zog ihn über ihre niedliche Faust. „So sind sie alle.“

„Kann denn Frau Schüttler nicht...“

„Frau Schüttler hat genug zu tun in den Stunden, die sie hier ist.“

„Dann nimm doch eine Pflickfrau, Kind, die macht es sicher viel besser, wie du.“

„Das glaube ich auch, aber das kostet Geld, Väterchen, und ich bin so knapp — so höllisch knapp...“

„Jetzt schon, wir haben doch erst den zwanzigsten, Kind.“

„Weiß ich, Maria muß ein richtiges Finanzgenie gewesen sein, daß sie immer noch etwas übrig behielt, Vater. Jedenfalls wird mir jetzt erst klar, was sie alles geleistet hat, und daß ich es dir nur gleich sage, Vater, studieren und haushalten verträgt sich nicht. Nach den Ferien bekommen wir vielleicht ein tüchtiges Mädchen, für jetzt möchte ich dir den Vorschlag machen, deinen Studenten zu entlassen. In zitta sechs Wochen sind Ferien, und wenn wir dann irgendwo an der Mar sitzen, in der verschwiegene Klausur eines einsamen Wirtschaftshauses, verspreche ich dir, alles nachzuholen. Dort plagt mich kein Haushalt, du hast keine Vorlesungen, es wird ordentlich eine Lust für uns sein, einige Stunden in den Tagen des Müdiggangs, nützlich auszufüllen.“

Professor Heller dachte erst eine Weile nach und gab dann seine Zustimmung. So wurde aus dem Studenten Hans für eine Weile eine fleißige, sitzame Hauswirtschafterin. Frau Schüttler, die Aufwärterin, lobte sie über die Maßen und stand ihr mit ihrer Erfahrung in allen Nöten bei. Schon zog der Hans mit gesteigerter Sicherheit auf den Wochenmarkt und handelte mit einem Eifer um ein paar Pfennige wie ein Schacherjude. Triumphierend kam sie dann zu Hause an, um sich die Anerkennung Frau Schüttlers zu holen, als handle es sich um ein Vermögen.

Die körperliche Anstrengung bei den vielseitigen häuslichen Pflichten, die Bewegung im Freien bei den mancherlei Besorgungen, taten bei Johanna Wunder. Die Wangen überzog ein leichtes Rot, der gesteigerte Appetit ließ nicht auf sich warten. Der Hans konstatierte mit Verblüffung, daß sie Fett ansehe, wie sie sich dem Vater gegenüber drastisch ausdrückte. Worauf der Herr Professor sein blühendes Kind höchst ernsthaft durch die Brille ansah und diese Tatsache laut bestätigte. Aber er sah noch mehr, er machte heimlich die Bemerkung, daß seine Tochter in auffallen Weise

aufgeblüht war, und eine Ahnung stieg in ihm auf, daß er ihr schweres Unrecht getan hatte, als er Maria allein zur Familienschönheit ausrief. Diese Behauptung war entschieden verfrüht gewesen und er zog sich an diesem Tage ganz tieffinnig zu seinen Büchern zurück. Aber daß er selbst die natürliche Entwicklung seiner Tochter gemeint hatte durch dieses unnötige Studierhüten, tam ihm gar nicht in den Sinn. Hatte er doch den Ehrgeiz Johanna's immer künstlich geweckt und systematisch gesteigert. Er sowohl wie der Hans hielten diese Wochen nur für ein notwendiges Übel, mit dem man auf gute Manier fertig werden mußte, und erst einige Tage vor dem Anbruch der Ferien sollte diese Zwangsjacke bei dem Professor für einen gewaltigen Stoß erleiden, während der Hans noch fröhlich mit der Winde vor den Augen und mit ungerührtem Herzen ihre Lebensbahn entlang lief, bis auch ihre Stunde schlug.

Die Post hatte einen Brief gebracht, der Professor hatte ihn eigenhändig dem Kasten entnommen. „Aha, von Kreuzer!“ Heller öffnete, nachdem er sich wieder vor den Schreibtisch gesetzt hatte, sehr unwillig das Kuvert und las. Es dauerte eine ganze Weile, ehe er begriff, was sein Schwiegerohn von ihm verlangte. Der Hans sollte nach Schleswig kommen! Unfinn, wie konnte denn eine junge Frau Sebnitz nach ihrer Schwelstern haben. Die hatte doch ihren Mann. Nein, nein, daraus konnte nichts werden. Wie sollte denn Johanna ihr Pensum bewältigen, wenn sie noch Wochen lang bummelte.

„Daß die Männer ein Frauenstudium nie ernst nehmen“, räumte Heller vor sich hin und ließ im Zimmer auf und ab. „Erich ist doch sonst ganz vernünftig und Maria weiß auch, was der Hans will und muß...“

„Muß, sage ich“, bestätigte der Vater mit erhobener Stimme. „Wovon soll das Kind denn leben, wenn ich mal die Augen schließe. Die Männer heiraten immer seltener, der Mädchen werden immer mehr, sogar die reichen jammeren oft umsonst nach ihrem Herrn und Meister, wieviel mehr der Hans... Das heißt, jammern nicht, sie will durchaus nichts vom Heiraten wissen — ergo.“

Die laute Rede verstumte, aber Heller überlegte weiter. Schade wäre es jedenfalls, um das reich begabte Kind, wenn es seine Geisteskräfte brach liegen ließ. Nein, in zwei Jahren war das Abiturium erreicht, dann machte sich alles weitere von selbst. Der Löwe hatte Blut geleckt, ein Zurück gab's dann nicht mehr. Welch schönes Zusammenleben würde es dann werden, wie zwei Kameraden würden sie miteinander hausen. Bei seinen Fortschritten würde sie ihn als Adjutanten begleiten... die Zukunftspäne Hellers gingen ins Schrammellose.

Es war ihm, als ob ihm das Zimmer zu eng würde, und er machte das Fenster auf, das auf den kleinen Garten ging, der eigentlich nur aus einem Rasenplatz und den ihm umgebenden Mauern bestand. Dort herrschte tiefe Stille, da Garten an Garten stieß, aber auch die Straße, an der das beschriebene Häuschen des Professors lag, war in den ruhigen Bonns gehörte. Der Professor stand nachdenklich am Fenster, und die erste Ursache der ganzen Aufregung der Brief, lag vergessen auf der Schreibtischplatte, während der Vater mit jeder Hand an seiner und seiner Tochter Zukunft herum-schneiderie, als müsse das Gewand, das ihm so vorzüglich paßte, auch solchem jungen Kinde anstehen. Er hörte gar nicht, daß jauchzendes Lachen aus den Räucheräumen verflang, auch das schlichte Liedchen, das dem Lachen folgte, fand laube Ohren oder weckte es dennoch den sinnenden Mann auf?

Ach nein, aber ihn fachte die Sehnsucht nach seinem Hans. „Es mußte heraus, was sich alles in seinem arbeitenden Hirn bewegte, und als er am Schreibtisch vorbei ging, fiel ihm auch wieder der Brief ein. Er nahm ihn mit und suchte Johanna auf. Sie war nicht in ihrem Zimmer. Da schlug er gleich den Weg zur Küche ein, war es ihm schon zur Gewohnheit geworden, sein Kind dort zu wissen. Die Tür zum Nebenzimmer stand weit auf und dort sang jemand mit leiser süßer Stimme ein Wiegenliedchen.“

„Was das der Hans?“ Der Professor fragte es sich topfschüttelnd und mit vollem Recht, denn nur Studentenlieder waren bisher über die Lippen seiner Tochter gekommen. Ganz ängstlich und voller Zweifel ging er auf seinen weichen Hausschuhen durch die Küche und schaute in die Kammer hinein, doch bei dem Anblick, der sich ihm bot, stand er wie angewurzelt.

Dort vor ihm sah der Hans und blickte mit hochgeröteten Wangen auf ein Wickelkind, das sie in ihrem Schoß schaukelte, und dem sie mit wahrer Hingabe das Milchfläschchen reichte, während sie dem eifrigen Trinker ein Schlummerliedchen nach dem andern sang.

„Wie lange dieses Geschäft währt, bis dem Nimmerfett die Augen zusie-

len, und wie lange der Professor hier stand und auf seinen so wandlungsfähigen Hans blickte, er hätte es später nie verraten können, obwohl ihm dieser Augenblick unvergänglich blieb. Denn er nahm ihm alle Zerknirschung und ließ seine Zukunftsanklagen als wertloses Papier in alle Winde flattern. Zum erstenmal in seinem Leben bedauerte er schmerzlich, daß sein Hans nicht ein Junge war. Ein Mädchen blieb eben doch immer ein Mädchen und war am glücklichsten, wenn es Kinder wiegen konnte.

Johanna erhob sich, um den kleinen Schläfer behutsam auf das Lager des Dienstmädchens zu betten, da erblickte sie den Vater. Mit schelmischer Gebärde legte sie den Finger, Vorsicht heißend, an die Lippen und folgte ihm dann in die Küche.

„Ist das Baby nicht ein wahres Engelchen?“ fragte sie in harmlosen Entzücken.

„Wo kommt es denn her?“

„Es ist das Enkelkind von Frau Schüttler. Denke dir nur, Vater und Mutter sind ihm in einer Woche gestorben, und nun hat die Großmutter den unnützen Fresser auf dem Halbe. Ja, so sagte die Schüttler zu mir, mit denselben Worten und ganz verzweifelt. Ist es nicht schrecklich, wenn man von einem süßen, herzigen Geschöpfchen so sprechen kann?“

„Gewiß, Hans, das ist sehr traurig“, bestätigte der Vater. „Aber du mußt dich in die Seele eines solchen armen Weibes versetzen, das seiner Arbeit nachgehen muß und sich gerade knapp durchs Leben schlägt.“

„Das war's gerade, Vater, und darum befehl ich ihr, das Kindchen mit hierher zu bringen. Erst wollte sie nicht, sie meinte, sie würde die Stelle verlieren, wenn du etwas davon erfährst. Da habe ich ihr denn versprochen, ich nichts zu verraten, und so kam sie mit dem lieben Kerl an, acht Tage sind's schon her.“

„Acht Tage!“ rief der Professor verwundert.

„Ja, und der Schelm kennt mich genau und nimmt die Flasche von mir am liebsten. Die Schüttler sagt, ich stelle mich schon ganz geschickt an, auch die Lieder hat sie mich gelehrt, ich mache aber immer neue Versuchen dazu, du glaubst nicht, was für einen Spaß wir miteinander haben. Du wirst es erleben, wenn es abwaacht.“

„Wo ist denn die Schüttler?“ fragte Heller ärgerlich.

„Du würdest doch nicht böse werden, Väterchen? Das arme, alte Weib hat ihr Entelchen jetzt schon so lieb, sie möchte es gar nicht missen. Nein, sag ihr nichts.“

„Ich will nur mit dir etwas ungeschört besprechen, und du kannst doch nicht verlangen, daß ich deinem Schützling zuliebe das hier in der Küche be-folge.“

„Ach, wenn's weiter nichts ist“, lachte Johanna, „der Kleine schläft jetzt wie ein Murmelstein, und in einem Viertelstündchen ist die Schüttler auch wieder hier. Komm nur, ich bin ganz Ohr.“

Scherzend hing sich die Tochter an Hellers Arm und zog ihn in sein Zimmer. Dort gab er ihr den Brief Kreuzers zu lesen.

„Hm! Wenn Maria nur nicht krank ist? Glücklicherweise“, das junge Kind wehrte damit energig einen aufsteigenden Zweifel ab. „Aber ich kann doch nicht fort, Vater.“

Heller sah stumm auf den Hans, aber er antwortete nicht, sie sollte und mußte allein entscheiden.

„Nun sag doch auch ein Wort, Vater. Ich muß lernen, diese sechs Wochen waren eine arge Bummelzeit, aber wenn ich in den Ferien fleißig bin und du mir so ganz allein gehörst, hole ich schon alles wieder ein. Glaubst du nicht?“

„Ich glaub es schon, Hans. Aber, sei einmal ehrlich, die Reise und das Wiederleben mit Maria würde dir doch sicher Freude machen.“

„Das schon“, gab Johanna zu und ihr Auge leuchtete bei dem Gedanken. „Vielleicht kannst du mitkommen, Vater, und wir studieren dort ebenso gut wie an der Mar.“

„Das wäre nichts Halbes und nichts Ganzes, Kind, und da fällt mir ein, ich könnte, wenn ich dich so gut untergebracht weiß, mit meinem Freunde Müller mal nach Hesse hin und die neuen Römerfunde besichtigen. Vielleicht schlägt sich dann noch eine weitere Studienreise an, ich habe schon lange stille gelegen und nun rührt sich's bei mir mit Macht.“

„Du guter, lieber Vater, du hast diese Sehnsucht sicher schon längst heimlich im Herzen getragen und nur wegen der Studien deines Hans dieser Reise entsagt.“

Wemütig zog Heller sein Kind bei den zärtlichen Worten in seine Arme, die Augen wurden ihm feucht bei dem Gedanken, daß sein Studentlein ihm untreu werden könnte. Aber er bezwang sich tapfer, diese Trennung mußte sein, sie würde Klarheit bringen, ob es dem Kinde heiliger Ernst war mit seinem Beruf. Dort in Schleswig würde sie ganz Mädchen sein, zwar eine eigenartige Knospe ihres Geschlechts, aber darum nicht weniger reizvoll. Es blieb abzuwarten, wie sie sich dort weiter entfalten würde, und je ferner er ihr in dieser Zeit blieb, um so besser war es für das Experiment.

Nur durfte sie nicht ahnen, daß er ein Opfer brachte, und das gelang ihm auch über Erwarten, so daß sie ohne Arg blieb und sicher zu sein glaubte, dem Vater mit ihrer Reise die Erfüllung eines Lieblingswunsches zu ermöglichen. Die letzten Tage floren unter gesteigerter Tätigkeit nur so hin und nach einem zärtlichen Abschied vom Vater, der alten Schüttler und dem herzigen Bäcklein, das nun schon ganz offiziell zu Professors Haushalt gerechnet wurde, fuhr der Hans voller Entzücken in die weite Welt hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn der Marokkaner krank ist.

Jeder Marokkaner, der etwas auf sich hält, läßt eine seiner vorzüglichsten Sorgen sein, daß er an seinem Leibe oder im Bereich seiner Hände stets die kleinen Lebertissen hat, die seine Amuletts enthalten. Das sind tiefstinnige, schmerzberührende Schriftzeichen, die von einem großen Scherifen, d. h. Abkömmling des Propheten, oder von einem arabischen Zauberer erlangt wurden, wenn der Träger sich in entsprechender sozialer Stellung befindet, oder die von einem ihrer Kollegen niederen Ranges bezogen wurden, wenn der Träger zu den mindermittelhabenden Kreisen gehört.

Ist der Marokkaner trotz seiner abergläubischen Fürsorge dennoch ernstlich erkrankt, so begibt er sich zu einem berühmten Marabout (Heiligen), um dort die üblichen Gebete zu bestellen, um das mitgebrachte Del weihen zu lassen, das zu Einreibungen dient, oder das Wasser, mit dem er seinen Durst stillen wird, damit diese profanen Mittel eine wunderartige, heilsame

Wirkung üben. Nach dem der Patient auf diese Art seine religiöse Auffassung der medizinischen Wissenschaft bestätigt hat, überläßt er sich gern der Behandlung seiner lieben Frauen. Er läßt sich von ihnen Umschläge von gequetschten Feigen, von Safran oder feingehackten Zwiebeln an-pplizieren. Nimmt das Uebel einen bedrohlichen Verlauf, dann endlich rufet er die Wissenschaft des Rumi (Arzt), des europäischen Arztes, an, wofür ein solcher zu erzielen ist. Aber dem vorher geht oft ein langwieriger, ernster Kampf mit den Frauen und den alten Regerinnen des Hauses, die den Gesundheitsrat bilden. Wenn es sich hierbei um einen Mann handelt, ist der Sieg der Vernunft nicht ausgeschlossen, aber wenn eine Frau der Fürsorge des Arztes bedarf, geben oft Vorurteile den Ausschlag. Die Kranke wird nach harten Regeln ihrem Schicksal überlassen.

Um Krankheiten vorzubeugen, purgieren die Marokkaner häufig, lassen sich auch wohl Schröpfköpfe in die Magen- oder aber an den Hintertopf setzen. Was die spezifischen Heilmittel der Marokkaner anbetrifft, so hat darüber der französische Arzt Dr. Mauran in Rabat auf Grund der Mittelmeer-luonen eines eingeborenen Arztes-mannes interessante Feststellungen gemacht. Eine hervorragende Rolle spielt die Meerzwiebel (Scilla), die getrocknet in einem Mörser gestoßen wird, um ein harttreibendes Mittel zu liefern. Baldrian reicht man in der Form des Aufgusses bei Herzaffektionen und hysterischen Anfällen. Die grüne Nuschale wird wegen ihrer zusammenziehenden Eigenschaften geschätzt. Der Senesblatter bezieht sich die arabische Heilkunde seit Jahrhunderten Beifuss und Saffarilla ergänzen den Bestand der marokkanischen Hausapotheke. Von Mineralquellen werden viel angewendet das Eisenerz, das in der Gewinnung eines Haarfarbmittels dient, und das schwefelsaure Arsen, das, mit Kalk gemischt, ein bei den Frauen beliebtes Hautreinigungsmittel abgibt. Das ganzbarste oder höchstwertigste unter den populären Heilmitteln des Marokkaners ist die Zwiebel, die gemeine Zwiebel. Sie findet sich als Krankheitsmittel am wohlgerundeten Leibe des Marokkaners, des Zöllners, des Postkutschers, an den Armen und um den Kopf des Umma, des niederen Geistlichen, der auch eine Art Medizinmann ist. Man rötet die Zwiebel oberflächlich, um ihre wohltätigen Ausströmungen und ihre Wirksamkeit bei Ohnmacht und Blähungen zu steigern; man schneidet sie in Scheiben, um schmerzstillende Umschläge zu machen. Die Zwiebel ist das A und O der marokkanischen Heilkunde, das sich durch alle Zeit gegenüber der wechselnden Mode der Krankheitsbehandlung behauptet. Wie der Marokkaner die Zwiebel gegen ihrer heilsamen Eigenschaften wagt, so nimmt sie auch als Küchengewürz einen hohen Rang ein. Die ausgebeuteten Zwiebelfelder vor den Toren der marokkanischen Städte zeigen, daß die Zwiebel das wahrhaft nationale Gemüse ist.

Von einem heißen Vie ist nicht viel Gutes zu sagen. Wenn er sich aber als Waffe gegen einen Einbrecher bewährt, wie in Denver, kann man ihn schon gelten lassen.

In den politischen Kampagnen geht es wie im Kriege: das meiste Pulver wird bei den Vorpostengefechten verschwendet.

Es giebt keine langen Winterabende mehr!

Lesen Sie den interessantesten Roman aller Zeiten, das an Abenteuer reiche Leben des

Grafen von Monte Christo

von Alexandre Dumas

Neben diesem unvergleichlich spannenden Roman enthalten die beiden Bände noch zwei weitere Romane:

Ein Grab an der Kirchhofsmauer

von Julie Burou

Paulinienhof von A. Marby

In der Office dieser Zeitung zu haben

Preis der 3 Romane--Volks-Ausgabe--Großer Druck--Nur 75 Cts.

